

Das Fischbein wird zu sehr verschiedenen Dingen gebraucht und ist daher ein wichtiger Handelsartikel. Nicht bloß Regenschirme, Reitpeitschen macht man, nicht bloß Körbchen und Hüte flicht man davon, sogar Perrücken hat man aus den Haaren verfertigt, zu denen sich das Fischbein zerlegen läßt. Die Bewohner der Nordländer machen Bogen und Pfeile, Stricke und Netze daraus. Die ungeheuern Knochen der Kinnlade dienen zu Thorgerüsten und tragen die schwersten Thüren. Allein nicht nur dieses ist's, was man vom Walfisch braucht, sondern auch die Leber wird zu Thran verkocht, die Zunge wird gegessen, das Gehirn zu Walrath ausgelassen. Ein etwa 20 Meter langer Walfisch liefert gegen 30,000 Kilogramm Speck, woraus man etwa 24,000 Kilogramm reinen Thran bereitet, der gegen 5000 Mark werth ist. Ausserdem kann das Fischbein auf 2500 Mark gerechnet werden. Doch sind so einträgliche Walfische selten. Im Durchschnitt kann man jeden getödteten Walfisch nicht über 4—5000 Mark anschlagen.

119. Der Lappländer und das Rennthier.

(Nägge.)

Das Leben des Berglappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das seine einzige Habe ausmacht, innig verbunden, und dies Thier selbst zwingt ihn zum steten Wechsel seines Wohnplatzes. Das Rennthier weidet auf jenen hohen sibirischen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Rennthiermoos trägt und die Moltebeere als einzige Frucht hervorbringt. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, schiebt es sich von zahllosen Mücken- und Fliegen- und Schwärmen verfolgt, welche Menschen und Thieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, daß seine Herren mit ihm an die kühlte Meeresküste oder in die tieferen Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerfließen. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Thieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renner würde gewaltjam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchstreifen. Zieht der Lappe im Herbst auf die Alpen zurück, so werden die Rennthiere mit allem Eigenthum beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten Männchen ausgejucht, und man vertheilt möglichst die Last; denn das Rennthier kann nicht viel tragen. Den großen Leitthieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens zweihundert, zuweilen aber mehr als zweitausend Geweihe zählt, aufwärts in die unermesslichen Wästen, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamten Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, wo ein Bach niedersinkt. Er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von außen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Thieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräthen, die weiße, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch. Aber das Rennthier achtet das nicht. Es weiß mit seinen Hufen die Hülle fortzuscharren, weiß die Kräuter und Moose darunter zu finden und tritt auf diesen ungeheuren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen. Die kleinen gelben, zottigen Hunde hüten die Thiere vor dem Wolf, der sie hungrig umschleicht. Der Lappe mit seiner Familie theilt dabei abwechselnd die Aufsicht. Auch nachts, wenn die Herde um die Hütte ruht, hat immer einer, begleitet von mehreren Hunden, die Wache.